

"Vielleicht war es zu viel"

Von Das Gespräch führte Martin Greive 12. September 2009, 04:00 Uhr

Wirtschafts-Nobelpreisträger Edmund Phelps über den Umfang staatlicher Hilfsprogramme, die Mängel des Finanzmarktes und die Fehler Deutschlands in der Wirtschaftskrise

Der US-Amerikaner Edmund Phelps gehört zu den berühmtesten Wirtschaftswissenschaftlern unserer Zeit. Schon früh hat der Arbeitsmarktspezialist vor den Folgen der Immobilienkrise in den USA gewarnt. Er war Befürworter staatlicher Hilfsprogramme. Im Interview warnt er jetzt aber davor, das Kind mit dem Bade auszuschütten. "Wir sollten das Pferd nicht dopen, und am Ende stirbt es auf der Zielgeraden an einer Überdosis."

Die WELT: Herr Phelps, die Krise klingt zwar langsam ab, aber viele Bürger werden die Krise wohl erst spüren, wenn die Arbeitslosigkeit in den kommenden Monaten steigt. Sollten sich Regierungen und Notenbanken sich weiter verschulden, um die Krise zu bekämpfen?

Edmund Phelps: In der ganzen Welt wurden große Konjunkturpakete aufgelegt, in den USA hat die Notenbank eine phänomenale Erhöhung der Geldmenge vorgenommen. Auch wenn es möglich ist, noch mehr Geld in die Märkte zu pumpen, glaube ich, dass es reicht.

Die WELT: War es zu viel Geld, das die Notenbank locker gemacht hat?

Edmund Phelps: Vielleicht war es etwas zu viel, vielleicht etwas zu wenig. Ich glaube, wir wissen es einfach nicht. Klarer finde ich die Wirkung der Konjunkturpakete, über die in den USA eine Kontroverse ausgebrochen ist. Manche Ökonomen sagen, dass sie zu klein waren und fordern weitere Maßnahmen. Ich halte das für Unsinn. Die Wirtschaft hat sich stabilisiert, obwohl bislang nur wenige Gelder aus den Konjunkturprogrammen abgerufen wurden. Wenn es also ohne Programme aufwärts geht, wieso sollten wir dann noch mehr Geld ausgeben?

Die WELT: Vielleicht, um die steigende Arbeitslosigkeit zu bekämpfen?

Edmund Phelps: Wir können nicht so lange mit staatlichen Programmen weitermachen, wie die Arbeitslosigkeit steigen wird. Dann müssen wir eine zweite, dritte, vierte Runde der Pakete machen. Wir sollten das Pferd nicht dopen, und am Ende stirbt es auf der Zielgeraden an einer Überdosis. Was wir brauchen, ist kein Doping, sondern eine gesunde Wirtschaft.

Die WELT: Lehnen Sie weitere Konjunkturpakete auch ab, weil Sie fürchten, dass der Staat zu stark

eingreift?

Edmund Phelps: Nein, der Staat kann und muss sich sogar schon einmischen, aber an anderer Stelle. Es ist verrückt zu glauben, der Markt regelt alles selbst. Der Staat kann sich gegen den Wind lehnen wenn Märkte außer Kontrolle geraten, wenn etwa auf dem Häusermarkt die Preise um 25 Prozent anziehen sollten. Die US-Notenbank hat doch unzählige Ökonomen, die solche Fehlentwicklungen bewerten können. Aber die Federal Reserve ist eigentlich nicht die richtige Instanz dafür.

Die WELT: Wer sollte es sonst machen?

Edmund Phelps: Wir brauchen eine neue Institution mit Leuten, die was von systemischen Risiken auf Finanzmärkten verstehen.

Die WELT: Auf nationaler oder internationaler Ebene?

Edmund Phelps: Ich denke, jedes Land braucht so eine Aufsichtsbehörde.

Die WELT: Auf dem G-20-Gipfel in Pittsburgh arbeiten die Regierungschefs ja daran, eine globale Finanzmarktarchitektur aufzubauen. Was glauben Sie, wird da rauskommen?

Edmund Phelps: Wann ist das Treffen noch mal genau?

Die WELT: Am 25. September, zwei Tage vor der deutschen Bundestagswahl.

Edmund Phelps: Oh, dann bin ich mir sicher, dass die G-20 etwas sagen werden, was Frau Merkel gefällt. Im Ernst: Ich glaube, dass es keinen großen Konsens gibt, den Finanzmarkt zu regulieren. Ich wäre überrascht, sollten dort mehr als gute Absichtspläne beschlossen werden, auch wenn ich es mir sehr wünsche.

Die WELT: Dass fehlende Konsens geht offenbar darauf zurück, dass die Amerikaner in Regulierungsfragen nicht stärker mit anderen Ländern zusammenarbeiten wollen.

Edmund Phelps: Das ist die europäische Sicht der Dinge. Vielleicht denke ich zu national, aber ich finde diesen Vorwurf etwas unfair. Washington hat mit vielen Krisen zu kämpfen: Afghanistan, die Rezession, die Probleme im Gesundheitssystem. Das sollte man nicht vergessen.

Die WELT: Wie wird sich die Wirtschaft in den kommenden Monaten entwickeln? Wird es eine zweite Rezession geben oder die Erholung anhalten?

Edmund Phelps: Das weiß derzeit niemand. Entscheidend wird sein, wann die US-Notenbank das Geld wieder aus den Märkten zieht, dass sie während der Krise hineingepumpt hat. Wenn sie es zu schnell herausnimmt, dann steigen die Zinsen, was die Erholung abwürgen könnte. Wenn sie das Geld zu spät einsammelt, könnte sie den Dollar stark abschwächen. Was die Fed auch anstellen wird, es wird falsch sein, das ist sicher.

Die WELT: Das hört sich wenig optimistisch an. Sind Sie auch so pessimistisch für den amerikanischen Arbeitsmarkt?

Edmund Phelps: Auch wenn sich das Wirtschaftswachstum wieder stabilisiert, wird die Arbeitslosigkeit in den USA weiter steigen. Erst wenn die Wirtschaft wieder so stark wächst wie die Produktivität, also etwa 1,5 bis 2,0 Prozent, wird sich der Arbeitsmarkt erholen. Ich hoffe, dass das nächste Jahr das letzte sein wird, in dem die Arbeitslosigkeit noch steigen wird.

Die WELT: Auf welchem Stand wird sie Ende 2010 sein?

Edmund Phelps: Die Arbeitslosenquote könnte auf deutlich über zehn Prozent steigen.

Die WELT: In Deutschland wurden bislang über Kurzarbeit viele Entlassungen abgefedert. Halten Sie das für sinnvoll?

Edmund Phelps: Von einer langfristigen Perspektive aus gesehen ist es nicht sinnvoll, weil sich Arbeiter damit an ihre alten Jobs klammern, statt sich einen Ruck zu geben und sich nach neuen Tätigkeiten umzuschauen. Die Krise hat aber dazu geführt, dass sich die Volkswirtschaften überall auf der Welt neu strukturieren müssen. Die Kurzarbeit wird diesen Prozess in Deutschland verlangsamen.

Die WELT: In Deutschland sagen selbst liberale Ökonomen, dass es besser ist, jetzt die Arbeiter im Unternehmen zu halten, um nicht in zwei Jahren vor einem Facharbeitermangel zu stehen.

Edmund Phelps: Das können keine liberalen Ökonomen sein, die so etwas sagen. Wenn man sich sicher ist, dass in der Wirtschaft strukturell nichts schief läuft, zählt dieses Argument, sonst aber nicht.

Die WELT: Ist denn die deutsche Wirtschaft gut aufgestellt und das deutsche Exportmodell noch ein System für die Zukunft?

Edmund Phelps: Natürlich kann ein Tiger nicht seine Streifen wechseln. Ich denke aber schon, dass Deutschland etwas mehr für seine Binnennachfrage tun sollte.

Die WELT: Hört sich gut an, die Frage ist nur wie.

Edmund Phelps: Deutschland muss dafür sorgen, dass die hohen Ersparnisse stärker in Investitionen und Innovationen fließen. Zusammen mit Reformen im Steuersystem, etwa einer Senkung der Unternehmensteuer, wäre die Binnennachfrage sicher anzukurbeln und Deutschlands Exportüberschuss weniger hoch.

Die WELT: Sie sagen, Deutschland brauche mehr Innovationen. Am Anfang des Jahrzehnts haben Sie einmal gesagt, Europa und Deutschland sei innovationsfeindlich. Gilt das heute noch?

Edmund Phelps: Im Vergleich zu den USA stimmt das immer noch, aber es gab große Fortschritte, Unternehmen und Arbeitnehmer sind flexibler geworden. Deutschland ist nicht mehr genau das gleiche Land wie vor 20 Jahren. Und auch in Frankreich gab es einen großen Mentalitätswechsel.

Die WELT: Vielleicht sind die Amerikaner innovationsfreudiger, dafür scheinen die Industrieunternehmen aber weniger gut aufgestellt zu sein. Diese treffe jetzt, weil die Amerikaner mehr sparen und deshalb mehr exportieren müssen, verstärkt auf die globale Konkurrenz. Können Sie mithalten?

Edmund Phelps: Wir werden sehen. Die US-Firmen haben uns schon etliche Male überrascht.

Die WELT: Eine persönliche Frage zum Schluss: Mussten Sie durch die Krise eigentlich Überzeugungen aufgeben, an die Sie jahrelang geglaubt haben?

Edmund Phelps: Ich habe vor Ausbruch der Krise schon verstanden, dass die US-Wirtschaft zu stark auf Wachstum im Immobiliensektor setzt. Nicht gesehen aber habe ich, was alles damit zusammenhing. Außerdem habe ich unterschätzt, wie klein der Markt für Risikokapital ist, mit dessen Hilfe junge Unternehmen finanziert werden. Ich dachte, er sei fünfmal größer. Und auch ich habe nicht gesehen, wie stark die Unternehmen nur noch auf den kurzfristigen Gewinn setzten. Das dieses Denken solch ein schlimmes Ausmaß erreicht hat, habe ich unterschätzt.